

Von der Lebensgemeinschaft in einem Pflegeheim

Autor(en): **Ott, Elsi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **74 (1965)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VON DER LEBENSGEMEINSCHAFT IN EINEM PFLEGEHEIM

Von Schwester Elsi Ott

Das Altersstübchen, wie man sich dieses von früher her so besinnlich und gemütlich vorstellt, ist heute nur noch selten anzutreffen. Mehr und mehr hat sich das Altersheim zum Pflegeheim entwickelt.

Nach einer Statistik haben die über fünfundsechzigjährigen Männer und Frauen in unserem Land in den letzten zwanzig Jahren um 200 000 zugenommen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis jeder fünfte Schweizer über fünfundsechzig Jahre zählt.

Mit dem Alter tritt Gebrechlichkeit auf. Zu den körperlichen Leiden kommen die seelischen Störungen und Veränderungen beim alternden Menschen. Das alles müssen wir uns vor Augen halten.

So lange es die beginnenden Veränderungen zulassen, bleibt auch heute der betagte Mensch in seinem Heim oder seiner Wohnung. Allerdings trifft man das von früher gewohnte Bild, dass die Grosseltern beim Sohn oder bei der Tochter mit in der Familie wohnen, immer seltener an. Auch andere kranke, hilfsbedürftige oder anomale Menschen blieben früher oft in der Hausgemeinschaft. Auf diese Weise hatten schon die Kinder natürlichen Kontakt mit allerlei Not und Leid und wurden selbstverständlich zu einfachen Hilfeleistungen herangezogen. Kleine Botengänge ersparten der Grossmutter manchen Gang ins Dorf oder in den Keller. Kleine Handreichungen wurden mit einem lieben «Ueberden-Kopf-Streichen» belohnt.

Nicht selten kommt es darum heute vor, dass ein Mädchen, das sich für den Beruf der Alters- und Chronischkrankenpflege meldet, als Grund für seine Wahl angibt: «Die schönsten Jugenderinnerungen sind mit Erlebnissen bei den Grosseltern verknüpft. Wenn man mich als ganz kleines Mädchen suchen musste, war ich bestimmt bei der Grossmutter zu finden. Später durfte ich dann bei der Pflege helfen, und jetzt ist es mein grösster Wunsch, eine Ausbildung zu erhalten, um auch andern betagten Menschen richtig helfen zu können.»

Die Wohnverhältnisse in der Stadt erlauben es heute oft nicht, dass alternde Eltern oder auch nur ein Elternteil mit in der Familie leben. Die Wohnungen sind zu klein, zu eng. Die junge Frau geht der Arbeit nach, oder aber die Generationenprobleme sind zu gross.

Jedermann möchte alt werden — alt sein dagegen, mit allem, was das Alter mit sich bringt, ist etwas anderes. Ja, es ist geradezu gefährlich geworden, alt zu werden. Beginnt nämlich die Suche nach einem geeigneten Plätzchen im Alters- oder Pflegeheim, kann der Suchende etwas erleben! Jedermann, der sich in der eigenen

Familie schon vor diese Probleme gestellt sah, kann ein Liedlein davon singen. Der Verwalter unseres Altersheimes sagt uns: «Es ist arg, sehen zu müssen, dass Hilfe not täte, einem jedoch wegen Platzmangels die Hände gebunden sind. Insbesondere für pflegebedürftige alte Menschen herrscht überall ein katastrophaler Bettenmangel.»

Kürzlich hörte ich von einem Mann, der für den alten Vater eine Unterkunft suchte. Seine Frau und er hatten ihn bis dahin gepflegt. Die Pflege erwies sich auf die Dauer jedoch als zu schwer und mühsam, so dass die nicht mehr ganz junge Frau durch den Einsatz bei Tag und Nacht am Ende ihrer Kräfte stand. Als ich von dieser Familie hörte, hatte der Sohn gerade vom achtzehnten Pflegeheim eine Absage bekommen . . .!

Ein anderes Beispiel: Ein etwa sechzigjähriger Mann sucht für seine vierundachtzigjährige Mutter im Pflegeheim einen Platz. Auch er erlebt, was heute jedermann erleben muss: Absage über Absage. Er weiss sich zuletzt nicht mehr anders zu helfen, als seine Mutter aus jener Siedlung, wo sie bis anhin allein lebte, obschon ihr dies weder körperlich noch geistig zugemutet werden konnte, in ein Taxi zu packen und mit ihr in unserem Altersheim vorzusprechen. Er dachte sich sicherlich: «Es muss sie doch ein Erbarmen ankommen, wenn sie meine Mutter so sehen!» Und dann erfährt man, wie es einem ums Herz wird, wenn man inmitten einer solchen Not erklären muss: «Wir haben keinen Platz, wir können nicht zwei in ein Bett legen.» — Zum Glück fand diese Frau kurz darauf Aufnahme. Wie dankbar war sie! Wie strahlten ihre Augen, nachdem sie von einer Alterspflegerin liebevoll ins Bett gebracht worden war.

Wie ging es weiter? Nach solchen Verpflanzungen erlebt man oft ähnliches wie in diesem Fall: die alte Frau wurde nicht verschont von einer schrecklichen Desorientierung! Wie wichtig ist es, dass die Schülerin in den Unterrichtsstunden auf solche Veränderungen aufmerksam gemacht wird. Würde sie es sonst verstehen, dass ihr plötzlich die Kaffeetasse an den Kopf geworfen wird oder dass man sie, wenn sie nicht aufpasst, gar schlägt?

Durch die Psychopharmaca und die Geriatria hat der Arzt heute die Möglichkeit, viele solcher seelischen Störungen zu beeinflussen. Diese Mittel sind in Alters- und Pflegeheimen, besonders auf cerebral-sklerotischen Abteilungen, eine grosse Hilfe. Die Schülerin weiss, dass Patienten, denen solche Mittel verordnet wurden, gut überwacht werden müssen. Der fachkundigen Behandlung mit diesen Medikamenten ist es weitgehend

zu verdanken, dass viele alte Patienten im Pflegeheim bleiben dürfen und nicht in eine psychiatrische Klinik eingeliefert werden müssen. Es ist natürlich Sache des Arztes, Mittel und Dosierung in jedem Fall zu bestimmen.

Fühlt sich der betagte Mensch nach einer Zeit der Eingewöhnung im Heim wohl, so darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass er dennoch sein altes Zuhause entbehrt. Das spürt man, wenn er nach zwei Jahren immer noch das Zimmer in der falschen Richtung sucht oder, vom Aufenthaltsraum kommend, im Gang stehen bleibt, weil er nicht mehr weiss, wo sein Zimmer liegt.

Oft kommt es vor, dass plötzlich jemand merkt, dass Herr X. nicht mehr im Haus ist. Man lässt alles stehen und liegen, rennt hinaus, der Tramhaltestelle zu. Wirklich, dort vorne «träppelet» er und kommt merkwürdig schnell vorwärts. Die junge Pflegerin führt ihn zum Zimmer; da bleibt er vor der Türe stehen und meint: «Lue, do stoht's: Mi Name — hie bin i deheim. Oh, i bi Dr ewig dankbar, dass d'mi wieder zrügg brocht hesch!»

Ein anderes kleines Erlebnis erzählte mir eine zweite Schülerin: «Einem sehr pünktlichen alten Herrn brachte ich das Essen etwas zu spät. Er begehrte auf und war ungehalten. Ich versuchte, ihn zu beruhigen und erklärte ihm, er habe ja genügend Zeit, es sei ja nur drei Minuten später als gewöhnlich. Darauf meinte er: Das weisch jetz Du allwäg, Du bisch doch kei Omega!»

Oft bringt die Pflege bei den ganz hilflosen, gelähmten Patienten viel Mühe und Zeitaufwand mit sich. Aber lohnt es sich nicht, wenn plötzlich eine fünf- und achtzigjährige Frau, tief aus den Kissen, zur Pflegerin sagt: «I wett grad, Dihr wäret mini Muetter!»

Aehnlich, im tiefsten Grund beeindruckend, ist auch der Ausspruch einer sehr senilen Patientin. Sie hat das

ganze Mittagessen, das man ihr mit viel Mühe einstossen musste, aufgegessen und erhält dafür ein Lob. Da tönt es, mit feinem Stimmlin zurück: «Denn hani jo gwüss es Müntschi verdient!»

So bescheiden wird man — das Verlangen in dieser Hilflosigkeit geht nach Mutterliebe und hie und da «es Müntschi».

Zum Schluss möchte ich den sehr treffenden Bericht einer Pflegerin folgen lassen:

Als ich das erste Mal vom Beruf der Pflegerin für Betagte und Chronischkranke reden hörte, hätte ich nie gedacht, dass ich gerade in dieser Arbeit eine Aufgabe finden würde. Ich dachte nur an das Bedrückende, Schwere, Unangenehme. Wie ganz anders aber sieht es aus, wenn man mitten in diesem Berufe steht. Freilich, die Schattenseiten fehlen nicht, aber Freude und Befriedigung überwiegen sogar an strengen und mühsamen Tagen. Wie schön ist es, die alten, gebrechlichen, kranken Menschen auf der letzten Strecke ihres Lebens zu begleiten. Oft sind sie für jede alltägliche Handreichung auf uns angewiesen. Sie alle haben gearbeitet, gekämpft, gelitten, gesorgt, oft viel geleistet und sind so zu Persönlichkeiten geprägt worden. Wir können sie nicht mehr ändern oder umerziehen. Nein, als das, was sie sind, wollen sie von uns geachtet und mit Liebe und Geduld ertragen werden. Es fällt mir immer wieder auf, wie stark gerade die senilen, geistig ganz schwachen Patienten empfinden, ob man sie lieb hat, oder ob man sie als minderwertig behandelt, oder sich gar lustig macht über sie. Für Humor und Fröhlichkeit sind sie dagegen sehr empfänglich — das Lachen kommt bei uns nicht zu kurz. Mit einem Scherz kann oft eine schlechte Laune in eine gute umgewandelt werden.

Wir sind in unserem Beruf nicht nur Gebende, sondern auch Nehmende, dies macht ihn so schön und befriedigend.

Ich weiss, es wird kommen der Tag, wenn mein Blick diese Welt verliert, das Leben Abschied nimmt in Schweigen, der letzte Vorhang mir über die Augen fällt.

Die Sterne werden wachen zur Nacht, der Morgen aufsteigen wie einst, die Stunden sich heben, wie Wogen aufsteigen in Freuden und Schmerzen.

Denk ich des Ziels meiner Stunden, dann bricht der Stunden Schranke, ich sehe beim Lichte des Todes die Welt mit ihren gleichgültigen Schätzen. Leicht wiegt ihr niederster Sitz und leicht das geringste Leben. Dinge, die ich umsonst ersehnt und Dinge, die ich erlangt habe — mögen sie ziehn. Lass mich nur wahrhaft besitzen die Dinge, die stets ich verspottet und übersehn.